

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 1.

Freitag, 2. Januar

1931.

## Der Talisman / Roman von Fr. C. Kellermann.

(14. Fortsetzung.)

Die Mutter blinnte sich betreten um und schwieg, der alte Herr schüttelte mißbilligend den Kopf und Edith betrachtete unausgesetzt Martins wechselnde Miene wie etwas ihr völlig Fremdes, Unfassbares... Dieser Mann war plötzlich verwandelt, ein anderer, sie kannte ihn nicht wieder...

Die Damen begannen zögernd ihren Kaffee zu trinken, ohne jeden Appetit und Geschmack. Die Veranda füllte sich immer mehr, die Gäste wechselten, ein ziemlich lebhaftes Durcheinander von Stimmen erfüllte den großen Raum. Edith wollte etwas sagen, verschluckte sich und mußte husten. Auch die Mutter würgte an jedem Bissen, sah böse, verstimmt zu ihrem Gatten hinüber, der in abwartender Haltung gleichmütig kleine Rauchringel blies.

Endlich fand Edith ihre Sprache wieder: „Du bist heute sehr spät zur Ruhe gekommen“, wandte sie sich mit beleidigter Miene an Martin, „ich habe dich wohl gehört... Deine Schockpartie muß ja sich furchtbar in die Länge gezogen haben — es war mindestens zwei — drei Uhr, als die Tür deines Zimmers ging...“

Er nickte bestätigend: „Kann wohl stimmen...“  
„So! Und willst du mir gütigst sagen, warum?“, fragte sie weiter und mit etwas schielendem, aistigem Blick.

Er zuckte die Achseln. Schwieg. Durch die geöffnete Flügeltür, die zur Gartenterrasse hinausführte, bewegten sich jetzt zahlreiche Gäste, die ihren Morgenimbiss beendet hatten. Scherz und Lachen erscholl. Sportleute riefen einander zu, man hörte Verabredungen, auf der Plattform unmittelbar vor der Tür begann sich eine kleine Klubversammlung zu bilden.

Plötzlich erschien Elin, reisefertig angezogen, grüßte mit leichtem Nicken zu Martin hinüber und schritt hinaus, nicht ohne sich an der Tür noch einmal lächelnd umzuwenden. Ein anmutiges Bild, — sie sah entzückend aus, ihr bezaubernder Gang riß Martin empor. Er erhob sich, murmelte einige unverständliche Worte der Entschuldigung und folgte der Dame, die bereits draußen verschwunden war.

Die Familie blinnte ihm sprachlos nach. Der alte Chefingenieur räusperte sich, schob den Fenstervorhang zur Seite und sah hinaus. Die blasser Gesichtsfarbe der Mutter wurde noch blässer, ihre Miene trug alle Zeichen der Entrüstung:

„Unfassbar!“, stöhnte sie auf. „Was man mit diesem Menschen erlebt... Kennst du die — Person?“

Edith, der diese Frage galt, verneinte stumm, um ihre Mundwinkel zuckte es, sie war dem Weinen nahe.

12.

Eine Viertelstunde später fand im Zimmer der Eltern die große Aussprache statt.

Die Familie Hill stand vor einem Rätsel. Nach Martins Ansicht war der Schmutz gestohlen worden, er wußte es also, ja, er kannte sogar den Dieb, hatte aber keine Maßnahmen ergriffen, um ihn zu verfolgen. Die Damen beschloßen aufgeregt, ihrerseits den Verlust bei der Hotelleitung zu melden, die Polizei zu benachrichtigen. Der Vater verhielt sich noch abwartend, weiteren Aufklärungen Martins entgegensehend.

(Nachdruck verboten.)

Die Damen begannen ihn auszufragen, erhoben wilde Beschuldigungen, sagten ihm geradezu ins Gesicht, was sie dachten. Er wehrte lächelnd ab, bestritt seine Beziehungen zu Elin nicht, bat aber mit dem Urteil zu warten, bis er alles berichtet. Doch da sie ihn kaum zu Worten kommen ließen, fragte er schließlich, ob sie ihn überhaupt anhören wollten. Es schien, sie wollten es nicht.

Der alte Herr mußte energisch eingreifen, ehe es gelang, die erregten Gemüter leidlich zu bändigen. Eine Beruhigung freilich erreichte er nicht, er selbst war gereizt und verwirrt, als endlich peinliche Stille eintrat. Es herrschte eine gewitterschwüle Stimmung, eine Hochspannung, die jeden Augenblick zur Entladung kommen konnte. Alle fühlten über sich das drohende Verhängnis.

Martin, der sich den Anschein gleichmütiger Beherrschung gab, empfand gleichwohl die entscheidende Bedeutung des Augenblicks. Er mußte jetzt unbedingt Farbe bekennen, durfte nichts verheimlichen oder beschönigen, war sich und diesen Menschen eine unverhüllte, ehrliche Beichte schuldig.

Anfänglich stockend, dann mehr und mehr in Fluß geratend, offenbarte er seine Vergangenheit, die Nöte seiner Jugend, den Fund der Briestafel, seinen Kampf und Aufstieg, legte in breiter Ausführlichkeit ein rückhaltloses Geständnis ab. Es bereitete ihm eine eigentümliche Genugtuung, sich dem Kreise dieser Menschen zu zeigen, wie er war.

Ein eisiges Schweigen begleitete seine Erzählung. Kein Zeichen der Sympathie, kein Wort der Zustimmung wurde laut. Als er geendet, fand er sich innerlich völlig verlassen, allein. Er hatte diesen Eindruck erwartet. Er wurde von diesen Leuten, in deren Kreis er nie recht heimisch geworden, abgelehnt. Die Damen waren wie unter einem Schlag zusammengefahren, als er von seinen Anfängen als Liftboy in einem Hotel gesprochen, als er die Fundunterschlagung offenbart. Man betrachtete ihn als einen Hochstapler.

Die Bestürzung war so allgemein, daß niemand eine Bemerkung wagte. Die Damen rückten zur Seite, der alte Herr trommelte fassungslos mit den Fingern auf die Tischplatte. Ein lähmender Schreck hatte alle ergriffen.

Endlich brach Martin das Schweigen. Er stellte jede den Herrschaften als hiernach geeignet erscheinende Maßnahme anheim. Erklärte sich bereit, für seine Person die Konsequenzen zu ziehen. Und begann: „unmehr, seine Pläne zu entwickeln, wie das geschehene Unrecht wiedergutzumachen sei. Nicht nur die Briestafel mit ihrem unversehrten Inhalt mußte zurückgegeben, sondern darüber hinaus auch die angewachsene Zinsschuld getilgt, der Eigentümer, wenn auch spät, voll befriedigt werden.“

Nun suchte der Schwiegervater zu vermitteln. Die Sache müsse selbstverständlich ohne jeden Verzug geregelt werden — unter diskreter Wahrung der Familieninteressen natürlich. Man werde einen Modus finden, der eine volle Sühne dieser höchst beklagenswerten Jugendsünde ermögliche, ohne daß etwa übertriebene Forderungen anerkannt zu werden brauchten. Auf eine



beiläufige Frage des alten Herrn bezifferte Martin die errechnete Höhe seiner Verpflichtungen: 9400 Dollar seien mit Zins und Zinseszins jetzt nach fünfzehn Jahren etwa 18 000 Dollar . . .

Die Damen erhoben sich stumm und verließen das Zimmer. Der alte Herr rief ihnen nach, daß er bald folgen werde, man möge ihn auf der Terrasse erwarten. Dann bat er den ruhelos umherwandernden Schwiegersohn, sich zu setzen für eine kurze vertrauliche Unterredung.

Martin willfahrte gern diesem Wunsch, es sollte auf jeden Fall reiner Tisch gemacht werden, man mußte unter allen Umständen zu Ende kommen. Er beantwortete alle Fragen sachlich und genau, legte ehrlich Rechenschaft ab. Berichtete von der ersten Zeit seiner Ausbildung, diesen fruchtbaren, herrlichen Jahren, die früh aus ihm das schon machten, was er später geworden. Als Achtzehnjähriger kam er im zweiten Kriegsjahr ins Feld, hatte es nach endlosen Mühen erreicht, zur Fliegertruppe kommandiert zu werden und hier ein ergiebiges Gebiet praktischer Betätigung gefunden. Am Ende des Krieges war er ein geübter, geschätzter, erfolgreicher Flieger.

Das weitere, hiernach folgende Berufsstudium konnte er nur unter den größten Entbehrungen durchführen, trotzdem gelang es ihm, seine Ausbildung zu vollenden, ohne der häufig genug an ihn herantretende Versuchung zu erliegen, seinen geheimen Schatz anzugreifen. Eine schwere, bitterernste Zeit, die ihn aber zum Manne geschmiedet, der er das beste seines Könnens verdanke. Als er endlich durch Vermittlung gütiger Gönner die Stellung bei den Dyre-Mix-Werken in Bremen erhielt, hatte er zwar einen Haufen Schulden, doch Mister Haveniths Brieftasche war unverfehrt geblieben. Das übrige sei dem verehrten Schwiegersohn wohl zur Genüge bekannt. Der alte Herr Hill ließ ihn ruhig zu Ende sprechen und fragte dann mit milder Stimme: „Du sagtest, Martin, die Brieftasche wäre noch da. — Mit dem ganzen Inhalt, unverfehrt?“

„Gewiß — so ist es . . . Zweifelst du etwa . . .?“

„Keineswegs“, beschwichtigte Herr Hill, „doch ich verstehe nicht recht: Du nimmst sie an dich, nur um sie aufzubewahren? Oder — zu welchem Zweck?“

„Ich nahm den Fund als ein Zeichen . . . betrachtete es als Schicksalsfügung . . . ich handelte wie unter einem Zwange“, erklärte Martin fast feierlich, „und begann in jenem Augenblick nicht auch wirklich meine große entscheidende Lebenswende? . . . Es sollte nicht mein Eigentum sein, nur ein Pfand, das mir für einige Zeit geliehen . . . Ich gelobte mir, es nicht anzugreifen — außer im allerdringendsten Notfalle — und ich habe dies Gelöbniß gehalten, es blieb ungeeignet alles beisammen . . . Aber daß ich dieser Schatz, diese Leihgabe hatte, genügte mir schon . . . Ein Rückhalt, eine Gewähr, mein Ziel zu erreichen, war es, nichts anderes.“

„Ich verstehe schon“, nickte der alte Herr, „aber nun weiter. Du erreichst dein Ziel — und doch“ blieb das Pfand in deinen Händen?“

Martin errötete jäh, einen Augenblick schweiz er. Dann gestand er leise: „Eben dies ist der wunde Punkt, um den es sich handelt. Ich hätte die Brieftasche, die unverfehrt und wohlverwahrt in meinem Barfsafe ruht, längst an den rechtmäßigen Eigentümer zurückgeben müssen — es gibt keine Entschuldigung dafür, daß ich es noch nicht tat. Doch es ist ein eigenes Ding damit — ich weiß nicht, wie ich das Wunder nüchtern erklären soll . . . Ich bin mit dieser dunklen, geheimen Sache aufgewachsen, sie wurde sozusagen ein Teil von mir, war mir Stachel und Rute, immerwährende Mahnung und Ansporn, wenn ich nachließ in meinem Streben, eine Geißel für die Trägheit . . . ich war mit diesem Geheimnis untrennbar verbunden, wie mit einer dämonischen Macht, die mich antrieb, hinaufsteigerte zur höchsten Leistung . . . es ist etwas Mystisches darum, ich bekenne mich zu diesem Aberglauben . . . ein Zauber, ein Talisman, — ich konnte mich nicht trennen davon, ich fürchtete für mein Glück . . .“

„Das grenzt ja wirklich ans Wunderbare“, bemerkte Herr Hill skeptisch.

„Ganz recht, so war es auch“, fuhr Martin fort, „aber nun ist der Zauber gebrochen. Ich gestehe, daß ich in den letzten Jahren kaum noch an die Sache gedacht, daß ich sie rein vergessen hatte. Unverzeihlich — gewiß. Doch nun werde ich die Angelegenheit mit dem Amerikaner persönlich ins Reine bringen. Wenn ich die „Pax“ über den Ozean führe, bietet sich hierzu die beste Gelegenheit. Und ich werde den Flug wagen. Bestimmt!“

Der alte Herr schlug vor, die Sache zunächst auf brieflichem Wege anonym unter Deckadresse zu regeln. Mister Haveniths Wohnort erst einmal ausfindig zu machen. Martin wolle doch nicht eigens zu diesem Behuf in Amerika herumreisen?

Doch wollte er das, beharrte Hagedorn. Dieser Amerikaufenthalt passe auch sonst in seinen Plan. Aus rein sachlichen, beruflichen Interessen wäre es längst schon seine Absicht gewesen, einmal hinüberzusehen . . . Ihn beschäftigte ja seit langem schon leidenschaftlich das Problem des „Ozeanfluges“, ja, die Idee der Welt-rundflüge. Nur würde er zunächst einmal die „Pax“ hinüberführen und sich drüben umsehen und weiterbilden. Man könne diese Dinge in Amerika besser als daheim studieren. So biete sich ungezwungen die Gelegenheit, Mister Havenith aufzusuchen. Wenn dieser nicht zu ermitteln oder nicht mehr am Leben sein sollte und etwa Nachkommen fehlten, würde vielleicht die Notwendigkeit einer unmittelbaren Wiederautmachung entfallen. In diesem Falle könne eine Stiftung in gleicher Höhe für mittellose Studierende oder dergleichen in Betracht kommen.

Der alte Herr erhob sich, trat lächelnd auf ihn zu und klopfte ihm väterlich auf die Schulter. Das sei gut und edel gedacht, meinte er wohlwollend, über eine Regelung der Angelegenheit in solcher Art ließe sich wohl reden. Die Sache erfordere allerdings noch ein gründliches Überlegen. Was an ihm liege, so würde er Martin mit Rat und Tat gern zur Seite stehen.

Über die Affäre mit der Baronin schwiege man wohl besser zunächst, wolle er ihm über diese heiklen Dinge Vertrauen schenken, so fände er stets bereitwillig Gehör und Verständnis. So etwas käme vor, er selbst sei in seiner Jugend auch kein Tugendbold gewesen. Das wäre ja alles nicht so schlimm und die Sache ließe sich bestimmt einrenken. Was schließlich den Schmutz betreffe, so hoffe er doch, daß es Martin gelingen werde, ihn zurückzuhalten — wenn nicht anders, so auf künftlichem Wege . . .

Und nun bitte er, mit hinunterzukommen, man habe die Damen bereits über Gebühr lange warten lassen.

Hagedorn antwortete nicht, doch er entsprach heute noch den Wünschen des alten Herrn. Daß es zwischen ihnen über kurz oder lang zu weiteren Zerwürfissen und zum Bruch kommen würde, sah er bestimmt voraus.

Indes blieb zunächst noch äußerlich alles beim alten. Die Familie Hill zeigte sich unter Führung ihres Oberhauptes verständlich genug, um nicht Anlaß zu sofortigen entscheidenden Entschlüssen zu geben. Diese Haltung wurde nicht zuletzt von Erwägungen finanzieller Natur bestimmt. Der alte Herr wußte seine Damen davon zu überzeugen, daß trotz der jähen Belastung des Schwiegersohnes eine baldige Rangierung der Verhältnisse nicht nur möglich, sondern bei den glänzenden Berufsaussichten des hochbegabten, erfolgreichen Ingenieurs sogar sehr wahrscheinlich sei. Bei diesen eingehenden Gesprächen wurden mancherlei Verpflichtungen offenbar, die man bereits in bestimmter Erwartung reichlicherer Mittel eingegangen war. Mancher schöne Plan stürzte zusammen. Man gelangte sogar zu der Überzeugung, daß der kostspielige Schweizer Aufenthalt in der beabsichtigten Dauer kaum durchgeführt werden könne. Der Gedanke einer baldigen Heimreise gewann von Tag zu Tag immer festere Gestalt.



Am 2. Januar.

Skizze von Ossip Dymow.

Am 2. Januar 19... früher Morgen. Über den Broadway schwankt ein Gentleman. Auf dem Kopf trägt er eine mit einer Feder geschmückte Papiermütze. Sein Paletot steht weit offen. Der gestärkte Kragen ist arg zerkaulicht, die Hemdbrust von oben bis unten mit Kaffee und Wein besiedelt. Er singt laut, mit grölender Stimme.

In der Mitte der Straße steht ein Polizist und sorgt für Ruhe und Ordnung. Er fährt den frühen Wanderer barsch an: „De! Sie da! Hier ist kein Kabarett! Halten Sie gefälligst die Schnauze!“

Der Gentleman macht halt und spricht zu dem Polizisten: „Prost Neujahr, Capt'n! Ich geh' bloß ein bißchen nach Hause. Ich will rasch ein paar Minuten schlafen. Sei'n Sie man nicht böse. Ich trink' auf Ihr Wohl! Hurra! Zu Neujahr gibt's keine Propo-hi-bition!“ brüllt er in die Morgenluft hinaus.

„Ich werd' Ihnen gleich zeigen, ob's zu Neujahr Prohibition gibt, Sie“, donnert der Polizist. „Sie sind beide verhaftet!“

Der Gentleman schaut sich verdutzt um, sieht aber niemanden in seiner Nähe.

„Wieso beide?“ fragt er ganz erstaunt.

„Sie bilden sich wohl ein, weil Sie Zwillinge sind, kann ich Sie nicht verhaften?“ fragt der Polizist. „Mitkommen!“ kommandiert er.

Sehr verblüfft folgt der Gentleman gehoramt dem Manne des Gesetzes, gelegentlich nach seinem Zwillingbruder vergeblich Umschau haltend.

Eine halbe Stunde später meldet der Polizist, der darauf zu achten hat, daß die heilige Prohibition an allen Tagen des Jahres, ohne Ausnahme, befolgt wird, dem Vernehmungsrichter: „Die beiden Brüder haben in schwer betrunkenem Zustande auf dem Broadway Lärm gemacht. Ich hab' sie beide mitgenommen, Euer Ehren!“

Seine Ehren starrt mit glasigen Augen vor sich hin, verliert den Verhafteten und fragt dann den Polizisten: „Warum bringen Sie den Dritten mit? Ist der auch be-fassen?“

## Der gefesselte Freier.

Von L. v. Rehren.

Der Abo vom Lammhose hatte die hübsche Mina vom Murrhose eines Sonntags in der Kirche gesehen, als sie, die Augen fixiert auf das Gesangbuch haltend, neben ihrer Mutter saß. Wie ein kleines lügendes Glöckchen erhob sich der Ton ihrer hellen Stimme über den Gesang der übrigen Gemeinde. Zufällig sah Abo nicht weit von ihr, und diese helle Stimme war es, was ihn nach ihr umbliden ließ. Sonst guckte Abo nämlich niemals in der Kirche nach den Mädchen. Wirklich nicht!

Die Leute vom Lammhose waren allenthalben als wohlhabend und tüchtig bekannt. Alles war bei ihnen auf dem rechten Fleck und ging auf die Art und Weise zu, die allgemein als richtig und gut anerkannt wurde. In diesem Sinne war auch Abo erzogen. Abo war der reine Mustertnabe; ein hübscher, großgewachsener, blausäugiger Erbsenbursche, von sanfter, friedlicher Gemüthsart. Aber, wie nun einmal in der Welt nichts vollkommen ist, und aus mancher Tugend sich allmählich das Gegenteil entwickelt, so hatte Abo auch den Fehler der meisten braven Mustertnaben: er war recht herzlich schwerfällig von Wesen und Gedanken und sehr schüchtern. Es kam vor, daß dem guten Abo, wenn man mit ihm redete, vor Verlegenheit die Worte völlig ausgingen, und er sich erst nach mehreren Stunden darauf besann, was er hätte sagen sollen. Leider war es dann aber meist zu spät. So kam es, daß man hier und da hören konnte, Abo wäre ein wenig dumm; aber da er als einziger Sohn der vereinstigte Erbe des Lammhoses war, so hatte das noch kein Mädchen abgehalten, ihn mit sehr freundlichen Augen anzusehen.

Abo war nun schon 24 Jahre alt geworden, ohne sonderlich darauf zu achten, wie ihn die Mädchen ansahen. Seine große Schüchternheit hielt ihn meist von den Tänzen in der Dorfwirtschaft und anderen Gelegenheiten, bei denen sich das junge Volk zusammenfand, fern. Wenn er dennoch einmal hinging, so sah er meist, bedächtig sein Pfeifchen rauchend, bei den Alten. Aber der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht, und an jenem Sonntag, an dem dem braven Abo die helle Stimme Minas in die Ohren klang, war alle bedächtige Ruhe von ihm gewichen.

Es hatte sich nur zufällig gefügt, daß die Leute vom Murrhose die gleiche Kirche besuchten, wie die vom Lammhose; für gewöhnlich gingen sie in eine andere, die ihrem Wohnorte näher war. Die beiden Gehöfte lagen vielleicht zwei Wegstunden voneinander entfernt, und die Bewohner waren sich gänzlich unbekannt. Aber Abo hatte sofort erfahren können, wer Mina war.

Am nächsten Sonntag sah er sie noch einmal in der Kirche

und dann nicht mehr. Nun war guter Rat teuer. Das einfachste wäre für Abo gewesen, mit seinem Vater zu reden, den Brauwein zu kaufen und mit einem Freierverder, wie dies Sitte war, im Murrhose vorzusprechen. Aber Abo wollte doch vorher erst noch wissen, ob Mina ihn ebenso gern haben könnte wie er sie. Wahrscheinlich ahnte Mina aber von seiner Liebe und vielleicht auch von seinem Dasein noch nicht das Geringste.

Es ging garnicht anders, Abo mußte seinen Besuch im Hause seiner Auserwählten machen. Alle jungen Leute taten es, wenn sie Absichten auf die Haustochter hatten, und man wußte dann natürlich auch gleich, weshalb und warum und ließ den Freier bald merken, ob er gern gesehen wurde oder nicht. Der Abo vom Lammhose durfte durchaus hoffen, gut aufgenommen zu werden. Wenn nur seine große Schüchternheit nicht gewesen wäre.

Schon mehrmals war er abends um das Murrgehöft herumgestrichen, ein paarmal hatte er sich schon der Thür genähert; aber wenn dann ein Geräusch im Hause sich hören ließ, oder der Hund zu bellen anfing, war er noch immer umgelehrt, um die zwei Wegstunden nach Hause unverrichteter Sache zurückzugehen.

Eines Abends war die Murrhosewirthin mit ihrer Tochter Mina und zwei Mägden allein zu Hause. Draußen war es windig und kalt; die Frauen saßen am warmen Ofen, spannen und erzählten sich allerhand Begebenheiten, die in letzter Zeit geschehen waren.

Da war erst kürzlich einem Nachbar ein Pferd aus dem Stall gestohlen worden. Das hatte große Unruhe und Aufregung im Dorfe gegeben. Die Frauen im Murrhose sprachen auch darüber. Von der Pferdediebstahls-geschichte ging man auf allerhand andere schauerliche und merkwürdige Begebenheiten über. Wadli, die alte Wadli, die schon 30 Jahre im Murrhose diente, erzählte gerade eine schreckliche Geschichte von bösen Geistern, Hexen und Wervölfsen, wobei ihren Zuhörerinnen ein Angstschauer nach dem andern über den Leib ging, und die Spinnräder klotzen, als plötzlich Mina, die dem Fenster am nächsten saß, laut aufschrie und behauptete, sie habe einen unheimlichen Kopf am Fenster gesehen, der mit glühenden Augen nach ihr geblickt habe.

Die Mägde schrien natürlich ebenfalls, sprangen auf und flüchteten in die vom Fenster entfernteste Ecke. Die Wirthin aber, die eine beherzte Frau war, meinte, sie wolle doch einmal nachsehen; ging hinaus und öffnete die Thür. Dabei rief sie Abo thätig an den Kopf, der wieder einmal um das Haus geschlichen war und sich gerade ein Herz gefaßt hatte und eintreten wollte.

Die Wirthin erschrak doch ein wenig, als sie so plötzlich den langen, fremden Menschen vor sich sah, der sie seinerseits ebenfalls ganz verstört und erschrocken anblickte. Aber sie sagte sich, daß den Fremden höflich, einzutreten und fragte nach seinem Begehr.

Als der gute Abo nun aber Mina gegenüberstand, die ihn ebenso wie die anderen erschrocken und musternd ansah, war er wieder einmal nicht imstande, ein erklärendes Wort hervorzubringen. Mit verlegener Angstlichkeit blickte er im Zimmer umher, und als er sich endlich entschloß, auf dem dargebotenen Stuhle Platz zu nehmen, septe er sich ängstlich und schen auf die äußerste Ecke, schluckte ein paarmal, seufzte, bestete die Augen auf seine Schuhspitzen, die er in äußerster Verlegenheit auf und ab bewegte, und blickte dann wieder wie hilfseuchend in alle Zimmerenden.

Dieses absonderliche Benehmen ängstigte die Frauen und erregte zugleich ihren Verdacht. So benahm sich doch kein Mensch, der ein gutes Gewissen hatte. Der Murrwirth hatte ein paar schöne Pferde im Stalle. Wer weiß, mit welchen bösen Absichten dieser fremde Mensch um das Haus geschlichen war, und die Wirthin hatte ihn zum Glück noch gerade ertappt. Wadli zwiste die Wirthin am Rode, winkte ihr zu, in die Kammer zu kommen und flüster: „Wirthin — mit dem ist es nicht richtig — das ist entweder ein Pferdedieb oder noch etwas Schlimmeres.“ — „Ja, Gott weiß, was das für ein Mensch ist“, seufzte die Wirthin, „und gerade heute muß der Wirt mit den Knechten nicht zu Hause sein.“

„Ich laufe zum Dorfältesten“, rüfferte Wadli zähmetlappend, „und hole ihn mit seinen Knechten.“

„Das wird das Beste sein“, meinte auch die Wirthin, und Wadli lief eilig mit klappernden Pantoffeln durch einen zweiten Ausgang davon, während die Wirthin mit ängstlich klopfendem Herzen in das Wohnzimmer zu dem unheimlichen Gast zurückkehrte.

Der arme Abo saß unterdessen da und bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln. Aber er wurde immer verwirrter und dachte in seiner Bedrängnis gerade, ob es nicht richtiger wäre, einfach aufzustehen und fortzugehen, als plötzlich die Thür aufging und der Dorfälteste mit zwei strammen Burschen erschien, von Wadli gefolgt, die atemlos rief: „Das ist er, der Mörder und Pferdedieb!“

„Bindet ihm die Hände!“ befahl der Dorfälteste, und ehe der gute Abo, der sich vor Bestürzung nicht einmal wehrte, wußte, wie ihm geschah, war er gefesselt.

„Setz fort mit ihm!“ rief der Dorfälteste, und die beiden Knechte padden den armen Freier von jeder Seite. für den Fall, daß er nicht gutwillig gehen würde.

Die Beschämung, so vor seiner geliebten Mina zu stehen, gab Abo nun doch die Sprache wieder, und mit dem Mute der Verzweiflung rief er: „Ach, Mina, hilf mir doch! Euer Tochter



wegen, die ich in der Kirche gesehen habe, bin ich einzig und allein hergekommen! Ich bin gewiß kein Mörder und Pferbedieb!" Erstaunt hörten die Anwesenden diese Worte. Erster der Knechte sah nun auch Abo genauer an und fing an zu lachen: "Das ist ja der Abo vom Lammhofs! Der wird euch sicher keine Pferde stehlen, Murrwirtin!"

Abos Hände wurden nun unter vielen Entschuldigungen wieder losgebunden, und der Dorfälteste ging mit seinen beiden Knechten lachend davon. Die verlegene Wirtin, die gar nicht wusste, wie sie ihren Mißgriff wieder gutmachen sollte, dachte nun auf, was das Haus Gutes bot. Dann setzte man sich zu Tisch und Abo, der neben Mina saß, mußte jetzt ganz vernünftig von sich, vom Lammhofs und wie er Mina zuerst gesehen und seither immer versucht habe, mit ihr und ihren Eltern bekannt zu werden, zu erzählen.

Die Wirtin wurde immer freundlicher, und Minas errötendes Gesicht und lachende Miene ließ hoffen, daß, wenn Abo mit dem Freiverber und dem Brautwein ankommen würde, sie ihm nicht abschlagen würde, mit ihm aus einem Glase zu trinken.

## Büffeljagd.

Ohne jede Selbstverherrlichung erzählt in einem Joeben bei Strecker und Schröder in Stuttgart erschienenen Buch „Mein Voll die Sioux“ Häuptling Standhafter Bär über die Schicksale seines Stammes, nach General Benteen die größten Krieger, die je die Sonne beschien. Ein echtes Indianerbuch und ein wohl gelungenener Versuch, das einst mächtige Indianervolk in all seiner Unverfälschtheit und Natürlichkeit vor dem Auge des Lesers erstehen zu lassen. Mit Erlaubnis des Verlags bringen wir nachstehende Leseprobe.

Der Mond schien bereits, trotzdem es noch nicht spät war, und wir Kinder durften spielen, mußten uns jedoch der größten Ruhe befleißigen. Und es schien als lege sich dieser Befehl auch den Kleinsten, den Hunden und Ponys bestimmend aufs Herz — so sehr beherzigte alles die strenge Order.

Der Späher kehrte in der Nacht nicht zurück. Früh am Morgen erscholl der Ruf: „Co—o—co—o!“, was etwa hieß: „Erhebt euch!“, „Macht euch bereit!“ Bald darauf war alles lebendig im Lager, Feuer prasselten, das Frühstück wurde gelocht und die Zelte abgedreht. Noch ehe der Sonnenball sich am Himmel erhob, war das Lager in Bewegung.

Zwölf alte, erfahrene Krieger waren die Führer. Einer von ihnen trug auf der Lanzenspitze brennende Büffelhautschnitzel, eine Fackel, deren Schein sehr weit gesehen werden konnte. Die Männer erklimmen einen Hügel, auf dem sie ein großes Feuer errichteten. Da es keine Feinde in der Umgebung gab, brauchten sie nicht zu befürchten, gesehen zu werden. Die andern stiegen von den Pferden, sattelten sie ab und ließen sie grasen; die Frauen enschnürten ihre Bündel, und auch für die Jungen gab es mancherlei Arbeit.

Da erhob sich nach einiger Zeit einer der Alten und rief mit weit hin schallender Stimme: „Hi—ye—he!“ Damit zeigte er die Rückkehr unseres Spähers an. Große Freude herrschte darob im Lager, und wir schürten kräftig das Feuer und legten tüchtig auf, um es hellleuchtend zu erhalten. Die Männer scharten sich im Halbkreis herum, dahinter nahmen die Frauen mit den Kindern Platz, und sogar die Hunde und Pferde kamen heran, als wären sie auf die Reueigkeit, die nun verkündet werden sollte, schon sehr begierig.

Ein alter Mann in der Nähe des Feuers hielt die Friedenspfeife in der Hand und deutete mit dem Rohr in die Richtung, aus der unser Rundscharter kam. Und richtig, weit draußen in der Ferne konnten wir auf der Spitze eines Hügelns einen Punkt erkennen, der sich bewegte. Nun stand er still. Dann bewegte er sich ungefähr eine halbe Meile gegen Osten, dieselbe Entfernung nach Westen und hielt hierauf auf unser Feuer zu. Er hatte uns durch sein Benehmen zu verstehen gegeben, daß er viele Büffelherden gesehen hatte. Er warte nicht lange, bis der Mann erschien und am Feuer Platz nahm.

Der Alte bot ihm die Friedenspfeife, doch der Späher streckte die Hände und ließ die Pfeife dreimal an sich vorbeigehen, ehe er sie annahm. Nachdem er einige Bisse daraus getan hatte, reichte er sie wieder dem Alten. „Sa—ho!“ erscholl es im Umkreis. Das hieß: „Danke!“

Nun, da er die Friedenspfeife geraucht hatte, erklärte er sich stillschweigend verpflichtet, die laute Wahrheit zu sagen, und dafür dankten ihm die anderen. Er berichtete, daß er auf Büffelherden gestoßen sei, die er vollkommen arglos angetroffen habe. Er nannte auch noch die Stückzahl, die er ungefähr abgeschätzt hatte. Das war eine gute Nachricht, denn an dem sorglosen und ruhigen Verhalten der Tiere erkannten wir, daß keine Menschen in der Nähe waren. Der Rundscharter zeigte mit dem Daumen in jene Richtung, in welcher er die Herden gesehen hatte. Damit

war seine Aufgabe erfüllt, und er begab sich nach dieser Meldung in sein Zelt.

Der Alte, der die Pfeife trug, gab Befehl zum Aufbruch. Die Büffel waren nicht allzu weit von uns entfernt, also machten sich die Jäger bereits für die Jagd fertig. Sie ritten voraus und führten die flinksten Pferde neben sich. Diese Tiere wurden niemals zum Lasttragen verwendet, sondern waren nur zu derartigen Jagden und Verfolgungen von leichtfüßigem Wild ausersehen.

Die Jäger blieben in einer Gruppe beisammen, selbst wenn sie den Platz, an dem die Büffel grasten, kannten, durften sie ihre Jagdtruppe nicht verlassen und vorausreiten. Sie mußten beisammenbleiben. Voreiligkeit gab es nicht; sie hätte die Tiere nur vorzeitig gewarnt.

Da es sich darum handelte, sich mit Fleisch für den ganzen Winter zu versorgen, mußte möglichst große Beute gemacht werden. Um sicher zu sein, daß keiner der Jäger etwas auf eigene Faust unternahm, umritten drei Wächter die mit Kriegskeulen bewaffnet waren, ständig die Schar. Lehnte sich einer gegen die vorgeschriebenen Gesetze auf, dann machten sie unbarmherzig von den Keulen Gebrauch. Doch nur selten war eine derartige Bestrafung nötig.

Die drei Wächter erklimmen einen Hügel, um eine Übersicht über die Anschließmöglichkeiten zu gewinnen. Dann befahlen sie den Jägern, die flinken Pferde zu besteigen, die ganz ausgezeichneten Jagdtiere waren und recht wohl wußten, was man von ihnen erwartete. Sie waren ungesattelt.

Als die Jäger auf dem Kamm des Hügelns erschienen, wurden sie von den Büffeln erkannt. Einige lagen ruhig im Gras, andere starteten stumps in die Luft. Bewegung ging durch die Reihen, und die Herde begann sich mit Zeichen von Beunruhigung zusammenzutotten. Die drei Wächter aber hielten die Jäger scharf im Auge, der Zeitpunkt für den Angriff war noch nicht gekommen. Langsam, vorsichtig näherte sich der ganze Trupp der Herde — da erscholl der Ruf! Voll Ungeduld gaben sie ihren Pferden die Fesseln, und wie der Wind ging es dahin. Auf Schußdistanz nähergekommen, rissen sie die Bogen hoch, und die Pfeile schwirrten in die Herde. Wirbelnde Staubwolken erhoben sich, die Büffel versuchten zu flüchten, und die Jäger mußten sehr auf der Hut sein, daß sie nicht unter die Hufe der gereizten Tiere gerieten, wenn sie von ihnen umringt waren. Der Staub war so dicht und undurchdringlich, daß man nur wenige Schritte weit sehen konnte. Das machte die Büffeljagd so ungemein gefährlich.

Unsere Jäger töteten nur so viele Tiere, als ihnen für den Lagerbedarf ausreichend erschien. Sie besten die Tiere nicht meilenweit, ergöhten sich nicht an der Todesangst der verfolgten Kreaturen, noch töteten sie aus reiner Jagdliebe.

Wir waren alle sehr froh, wenn wir unseren Vorrat eingeschafft hatten. Dann gab es Arbeit für die Frauen. Sie kochten und trockneten Fleisch für die kalten Tage. Bei genügender Vorräten konnte uns auch ein noch so strenger Winter nichts anhaben — es mochte dinsten und frieren, soviel es wollte.

## Welt u. Wissen

Die wichtigste Entdeckung über den Urmenschen. Der berühmte englische Prähistoriker Professor Elliot Smith ist jetzt von einer Reise nach China zurückgekehrt, die er zu dem Zweck unternommen hat, um die vor einiger Zeit in einer Höhle in der Nähe von Peking gefundenen Überreste des Urmenschen zu untersuchen. Smith hält diese Funde für die wichtigste Entdeckung, die bisher auf diesem Gebiete gemacht worden ist. Die Überreste sind nach seiner Ansicht Millionen Jahre alt und werden eine sichere Grundlage geben, um die Geschichte des Urmenschen zu erforschen. „Bei der Untersuchung an Ort und Stelle gewann ich einen überwältigenden Eindruck von der Wichtigkeit der Erkenntnisse, die dadurch gesichert werden“, sagte er. „Das Material ist wichtiger als alle Überreste, die bisher über die Entstehung des Menschengeschlechts entdeckt worden sind. Es ist nicht nur das große Alter der Skelette, sondern die Tatsache, daß nun die Lücke zwischen den bisher bekannten Typen, besonders dem Pithecanthropus von Java und dem Pilsbown-Schädel, überbrückt ist. Die Schädel sind viel primitiver als alle andern und stehen der direkten Entwicklungslinie zum modernen Menschen näher.“

## Scherz und Spott

Eheliche Auseinandersetzung. „Kannst du denn gar nichts Gutes von irgend einem meiner Verwandten sagen?“ fragte er wütend. — „Oh doch“, erwiderte sie höhnisch. „Etwas Gutes weiß ich von ihnen: Sie haben sich alle unserer Heirat widersetzt.“